Fuzzy Boundaries
Festschrift für Antonio Loprieno



Fuzzy Boundaries

Festschrift für Antonio Loprieno

II

H. Amstutz, A. Dorn, M. Müller,
M. Ronsdorf, S. Uljas (Hg.)

Widmaier Verlag · Hamburg
2015

Gedruckt mit grosszügiger Unterstützung
der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft Basel,
der Gertrud Mayer Stiftung Basel,
der Max Geldner-Stiftung Basel
und der Sallfort Privatbank AG Basel.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie;
detailed bibliographic data are available on the Internet at http://dnb.dnb.de.

© Widmaier Verlag, Kai Widmaier, Hamburg 2015
Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung
des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Gedruckt auf säurefreiem, archivierfähigem Papier.
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co., Göttingen
Printed in Germany

ISBN 978-3-943955-60-6

www.widmaier-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

Band I

Vorwort ..... xi–xiii

Angaben zu den Autorinnen und Autoren 1–17

Prolog

1 Emil Angehrn
Vom Zwiespalt der Grenze. Über die Notwendigkeit, Grenzen zu setzen und Grenzen zu überschreiten 21–36

Sprache und Schrift

2 James P. Allen
Fuzzy Negations 39–45

3 Giorgio Buccellati
The Transcendental Revolution 47–54

4 Eva-Maria Engel
Schrift oder Marke?
Ein neuer Ansatz zur Lesung der Ritzmarken der Frühzeit 55–70

5 Silvia Luraghi
From Non-Canonical to Canonical Agreement 71–88

6 Matthias Müller
Empirie vs. Kategorienbildung. *Fuzzy boundaries* and *fuzzy categories* in der ägyptisch-koptischen Syntax 89–118

7 Fabrizio Angelo Pennacchietti
The Fuzzy Boundary between Verb and Preposition.
The Case of Serial Instrumental Verbs in Chinese 119–129

8 Carsten Peust
Egyptologese. A Linguistic Introduction 131–148

9 Stéphane Polis/Serge Rosmorduc
The Hieroglyphic Sign Functions. Suggestions for a Revised Taxonomy 149–174

10 Chris H. Reintges
The Early Egyptian *śḏm*(*.w*)*=f* Passive Revisited.
Morphosyntax – Typology – Diachronic Connections 175–226

11 Tonio Sebastian Richter
On the Fringes of Egyptian Language and Linguistics.
Verb Borrowing from Arabic into Coptic 227–242

12 Helmut Satzinger
These Strange, Exotic Egyptian Verbal Formations 243–255

13 Andréas Stauder
La transitivité sémantique en égyptien.
Le cas du pseudoparticipe et de la prédication de qualité 257–276

14 Sami Uljas
The Results are Unclear.
A Note on Clauses of Result in Earlier Egyptian 277–287

15 Pascal Vernus
Le sémantisme fondamental de la négation *n-js* 289–300

16 Ghislaine Widmer
« Ostracasseries » égyptiennes.
L'utilisation des os comme support d'écriture 301–309

17 Jean Winand
Fuzzy Boundaries, Funny Syntax. Quelques réflexions sur le progressif
et d'autres constructions en néo-égyptien 311–331

Literatur und Bild

18 Marcelo Campagno
Egyptian Boundaries in the Tale of Sinuhe 335–346

19 Michael Cooperson
Al-Ḥimyarī's Account of Medieval Malta. A Reconsideration 347–351

20 Alexander Honold
Der Fluß und sein Lauf 353–363

21 Hanna Jenni
Benoziglios *La pyramide ronde* (2001). Eine vergnügliche Lektüre 365–378

22 Efrain Kristal
Max Beerbohm and the Other Borges 379–388

23 Ludwig D. Morenz
Zur Poetik des *Schiffbrüchigen*. Versuch einer Annäherung 389–405

24 Herbert Morris
The Absent and Present Serpent in Nicolas Poussin's Spring 407–417

25 Miriam V. Ronsdorf
Ancient | Aliens | Again.
Remediation in Enki Bilals IMMORTEL (F/I/UK 2004) 419–430

26 Thomas Schneider
Fuzzy (Hi)stories. On Cat Killing in France and Egypt,
the Mystery of a Priest and Thirteen Assyrians,
and the Boundaries of the Past in Demotic Literature 431–446

27 Rolf A. Stucky
Cestius exul 447–459

Tafeln I–IV

Band II

Geschichte(n)

28 Daniel Arpagaus
Fuzzy Boundaries in Nubien? Eine merkwürdige Art zur Angabe von Ackerflächen im Grab des Penniut von Aniba 463–493

29 Jan Assmann
Rituelle und narrative Logik.
Der Osirismythos in den „nächtlichen Riten“ der Pyramidentexte 495–517

30 John Baines
On the Old Kingdom Inscriptions of Hezy.
Purity of Person and Mind; Court Hierarchy 519–536

31 Susanne Bickel
Religion and Economy. Fuzzy Boundaries around Karnak 537–545

32 Alfred Bodenheimer
Der physische und der symbolische Feind.
Wandlungen des Konzepts von Amalek in der jüdischen Tradition 547–557

33 Martin Bommas
Fuzzification.
On the Understanding of Social Motivation in Ancient Egypt 559–571

34 Mark Collier
Evidence of Day Duty in O. DeM 10127 573–587

35 Andreas Dorn
Scratched Traces.
Biographische Annäherung an den Schreiber Amunnacht, Sohn Ipuis 589–600

36 Madeleine Herren
European Global Studies. Grenzüberschreitungen auf 90 Grad Nord 601–618

37 Victoria Loprieno
„Der Mensch ist ein Rätsel“. Grenzerfahrungen in den Tiefen Berlins 619–640

38 Maria Michela Luiselli
Tracing the Religion of the Voiceless.
On Children's Religion in Pharaonic Egypt 641–654

39 Ueli Mäder
Von der Einsamkeit des Schiedsrichters 655–666

40 Ronald Mellor
Augustus as Pharaoh 667–692

41 Gerald Moers
'Egyptian identity'? Unlikely, and never national 693–704

42 David N. Myers
Peter Beer in Prague.
Probing the Boundaries of Modern Jewish Historiography 705–714

43 Rainer Nutz
Bevölkerungsrückgang während der Ersten Zwischenzeit? 715–726

44 Claudia Rapp
Late Antique Metaphors for the Shaping of Christian Identity.
Coins, Seals and Contracts 727–744

45 Maurus Reinkowski
New Uncertainties, Old Certainties.
On Shifting Boundaries in the Middle East 745–757

46 William M. Schniedewind
The Legacy of the New Kingdom in Early Israel 759–765

47 Stuart Tyson Smith
Hekanefer and the Lower Nubian Princes.
Entanglement, Double Identity or Topos and Mimesis? 767–779

48 Anthony Spalinger
Temple Salary Distributions. Fuzzy Boundaries 781–799

49 Deborah Sweeney
Monkey Business at Deir el-Medîna 801–813

50 Noémi Villars
Un rite pas très net. L'offrande de l'œil-*oudjat* 815–827

51 Martin Wallraff
Spitzenforschung. Der Obelisk vor der Bischofskirche des Papstes in Rom 829–843

Akademische Kultur

52 Hans Amstutz
20 Jahre Universitätsreform an der Universität Basel
im Spiegel der Rektorsreden am Dies academicus 847–855

53 Dominique Arlettaz
La science de la culture au service de l'art de convaincre 857–861

54 Crispino Bergamaschi
Fuzzy boundaries im Rahmen des dritten Zyklus 863–866

55 Mauro Dell'Ambrogio
I labili confini del diritto praticato 867–878

56 Ulrich Druwe
Meditationen über den ersten Diener der Universität 879–888

57 Alex N. Eberle
The Fuzziness of *Reproducibility* across Disciplines 889–903

58 Ernst Mohr
Das wissenschaftliche stilistische System 905–923

59 Georg Pfleiderer
Theologie als Universitätswissenschaft.
Eine Besinnung in theoretischer und praktischer Absicht 925–940

60 Ursula Renold
Welche Akademikerquote brauchen wir? Über den Umgang
mit Fuzzy Boundaries in internationalen Bildungssystemvergleichen 941–963

60+1 Ralf Simon
Der unbedingte Parasit.
Zur paradoxen Logik der Grenzziehungen in der verwalteten Universität ... 965–979

Tafeln V–VIII

Das wissenschaftliche stilistische System

Ernst Mohr

Zum Ort des wissenschaftlichen Fortschritts

Wissenschaftstheoretisch gelten die Grenzen zwischen den Disziplinen als ein besonders aussichtsreicher Ort, um den wissenschaftlichen Fortschritt voranzubringen. Der interdisziplinären Forschung sollte deshalb eine herausgehobene Stellung in der Organisation der Forschungslandschaft eingeräumt werden (vgl. Mittelstrass 1987).

Fände diese Forderung ihren Niederschlag in der Praxis, müssten die Grenzen zwischen den Disziplinen zunehmend verschwimmen. Unschärfen zwischen den Disziplinen wären die Regel und scharfe Grenzen zwischen ihnen die Ausnahme.

Tatsächlich beobachten wir das Gegenteil. Disziplinen zeigen eine bemerkenswerte Hartnäckigkeit, sich von Nachbardisziplinen abzugrenzen. Grenzzäune werden im Namen der Wissenschaftlichkeit nicht abgerissen, sondern aufgebaut. Das Motto lautet: disziplinäre Stringenz zuerst, später – vielleicht – interdisziplinäre Reflexion. Es beginnt mit den Curricula, setzt sich in den publikationstaktischen Karrieretipps älterer Kollegen und in den Mühlen der Forschungsförderung fort und führt zu einer wissenschaftlichen Akkulturation, die den Ort des wissenschaftlichen Fortschritts vom Rand weg ins Zentrum einer Disziplin verlegt. So bleiben die Grenzen zwischen den Disziplinen scharf, obwohl sie unscharf sein, wenn nicht gar verschwinden sollten.

In den vorliegenden Überlegungen wird die Ursache dieses Widerspruchs zwischen Anspruch und Wirklichkeit an einem Beispiel offengelegt. Das Beispiel ist der *Geschmack*. Er ist zur Klärung der vorliegenden Frage geeignet, weil er in verschiedenen Disziplinen direkt oder indirekt vorkommt: In der Kulturanthropologie, Psychologie, Soziologie, Ästhetik, der Betriebs- und Volkswirtschaftslehre.[1] Er wäre deshalb ein idealer Forschungsgegenstand für interdisziplinäre Forschung, in deren Verlauf die Disziplinen an fruchtbarer Unschärfe gewinnen könnten.

Tatsächlich ist der Geschmack aber keine Ausnahme im Streben der Disziplinen nach Schärfung ihrer Grenzen. Dies wird im Folgenden am Beispiel der Volkswirtschaftslehre gezeigt. Innerhalb der Volkswirtschaftslehre wird dazu der Kanon der sog. Chicagoer Schule untersucht. Sie gilt nach wie vor als einflussreichste Strömung innerhalb der Volkswirt-

1 Mortelmans 2005; Lengbeyer 2007; Bourdieu 1982; Liebau/Zirfas 2011; Newholm/Hopkinson 2009; Sombart 1913.

E. Mohr, Das wissenschaftliche stilistische System, in: *Festschrift Loprieno* II, 905–923

schaftslehre und wird mit deren Mainstream gleichgesetzt. Am Beispiel des Chicagoer Wissenschaftsprogramms wird gezeigt, mit welchen Mitteln die Volkswirtschaftslehre in ihrer Theoriebildung durch eine besondere Behandlung des Geschmacks scharfe Grenzen zu ihren Nachbardisziplinen zieht.

Der Geschmack ist für die Frage der Grenzziehung zwischen Disziplinen aber noch aus einem zweiten Grund interessant. Denn wenn man den Geschmack, so wie er in anderen Disziplinen verstanden wird, auf wissenschaftliche Disziplinen als soziale Gruppierungen projiziert, zeigt sich, dass eine Disziplin gar nicht anders kann, als Unschärfen an ihren Grenzen zu beseitigen. Die Grenzen zwischen Disziplinen sind scharf, weil Wissenschaft nicht von Maschinen, sondern von Menschen mit ihrem Bedürfnis nach Heimat gemacht wird. Das wissenschaftstheoretische Ziel der Interdisziplinarität mit den damit einhergehenden Unschärfen zwischen den Disziplinen entpuppt sich so als soziale Utopie.

Das Chicagoer Wissenschaftsprogramm und dessen Behandlung des Geschmacks

In Imre Lakatos' Konzept des Wissenschaftsprogramms wird zwischen Kern und Rand des Programms unterschieden. Den Kern bildet ein fester Kanon von nicht mehr hinterfragten Paradigmen, unabhängig von der konkreten wissenschaftlichen Forschungsfrage. Zum Rand gehört alles, was auf die jeweilige Forschungsfrage hin massgeschneidert werden kann, ohne im Widerspruch zum Kern zu stehen (Lakatos 1970). Auf diese Weise bleibt ein Forschungsprogramm situativ flexibel, ohne seine Essenz zu verlieren. Der flexible Rand isoliert den Kern und macht ihn so widerstandsfähig gegen neue Strömungen. Wissenschaftsprogramme haben so Bestand (Kuhn 1962). Zum Kern des Chicagoer Programms gehören eine spezielle Vorstellung vom menschlichen Verhalten und eine spezielle Behandlung des Geschmacks.

Das Chicago-typische Verhaltensmodell ist unter dem Begriff *Homo oeconomicus* bekannt (Kirchgässner 1991). Es unterstellt Ergebnisrationalität auf Seiten der Menschen – und, um diese Annahme in jeder untersuchten Situation aufrechterhalten zu können, zudem, implizit, dass der menschliche Computer immer mindestens so leistungsfähig ist wie das Entscheidungsproblem komplex (Laville 2000). Entscheidungen bzw. das beobachtbare Verhalten werden so als Ergebnis einer Optimierung verstanden. Verhalten, z. B. was Menschen in ihren Einkaufskorb legen, wird so nicht indivuellen Absonderlichkeiten zugerechnet, sondern einer allen Menschen gleichen Verhaltensweise.

Selbst wenn alle Menschen perfekt ergebnisrational wären, könnte gemäss Chicagoer Programm individuell unterschiedliches Verhalten zutage treten. Aus zwei Gründen: Erstens, weil sich Menschen in ihren Restriktionen, z. B. in ihrem Budget, unterscheiden, unter denen sie ihren Warenkorb optimieren. Und zweitens, wenn sie bei ihrer Optimierung unterschiedliche Vorlieben haben. Das Chicagoer Programm akzeptiert nur die erste Ursache als wissenschaftliche Erklärung für Varietät im Verhalten und lehnt die zweite unter dem Motto *de gustibus non est disputandum* strikt ab (Stigler/Becker 1977). Varietät im Verhalten darf im Chicagoer Programm niemals mit unterschiedlichen Vorlieben erklärt werden. Vorlieben –

der Geschmack – werden im Chicagoer Programm mit Präferenzen über Güteralternativen gleichgesetzt, und diese werden für die Menschen als universell identisch und konstant behandelt. Der Geschmack steht so ganz am Anfang und ohne jeglichen Erklärungsgehalt in der volkswirtschaftlichen Analyse.

Dieses Chicagoer Anliegen der wissenschaftlichen Lauterkeit ist anerkennenswert. Denn ein bestimmtes Verhalten mangels etwas Besserem mit einem speziellen Geschmack zu erklären, ist wissenschaftlich tatsächlich zu billig. Aber dessen Umsetzung setzt scharfe Grenzen zu benachbarten Disziplinen. Denn ab nun wird in der Volkswirtschaftslehre der Geschmack als exogen behandelt und jede Endogenisierung riskiert, als unwissenschaftlich zu gelten. Statt des Austauschs mit anderen Disziplinen über den Geschmack herrscht so Sprachlosigkeit zwischen den Disziplinen vor. Denn in anderen Disziplinen wird der Geschmack nicht als exogene, sondern als endogene Grösse behandelt, als ein Forschungsgegenstand für sich.[2]

Das wissenschaftstheoretische Anliegen des Chicagoer Programms ist mit hohen Kosten verbunden, führt es doch zum systematischen Ausblenden von Erkenntnissen aus anderen Disziplinen zu einem Kernaspekt der Wirtschaft: dem Konsumieren. Es macht in entwickelten Volkswirtschaften immerhin 50–60 % des Sozialprodukts aus. Anstatt Erkenntnisse zur Bildung der Geschmäcke aus anderen Disziplinen als inhärent relevant aufzusaugen, werden diese ignoriert, sobald sie den Kern des Chicagoer Programms in Frage stellen. Warum? Im Hinblick auf das erste Element im Kern des Chicagoer Programms gibt Fréderic Laville die folgende Antwort: „By setting aside cognitive limitations, it guarantees the theoretical independence of economics from psychology" (Laville 2000: 133). Sie muss nur noch im Hinblick auf dessen zweites Element ergänzt werden: Durch die Behandlung des Geschmacks als Exogene wird die Unabhängigkeit der Ökonomik von der Soziologie garantiert. Nicht die Sorge um Unwissenschaftlichkeit – Psychologie, Soziologie, Kulturanthropologie usw. sind ja auch Wissenschaften –, sondern die Sorge um die eigene Heimat als Ökonom ist der Grund für das Setzen einer solch scharfen Grenze um die Disziplin herum.

Der flexible Rand des Chicagoer Programms

In unendlichen Permutationen am Rand des Programms werden neue wissenschaftliche Herausforderungen so strukturiert und modelliert, dass an den Paradigmen des Kerns nicht gerüttelt werden muss. Folgende Beispiele dienen zur Illustration:

Normen und Konventionen werden als Verhaltensdeterminanten ins menschliche Entscheidungsproblem eingeführt. Aber nicht in Form von Präferenzänderungen, sondern sorgfältig verpackt als Motivationsänderungen (Frey 1997). Worin der Unterschied besteht, bleibt unerklärt (Blaug 2001).

---

2 Appadurai 2010; Baudrillard 1968; Bergman 1993; Berlyne 1971; Burke 1993; Caldwell 2004; Cohen 2007; De Sousa 2004; Ferrero 2002; Füller/Luedicke/Jawecki 2008; Kjeldgaard/Bengtsson 2005; Levine 1990; Mick/Burroughs/Hetzel/Brannen 2004; Mintz 1985; Müller 1992; Rice 2010; Thompson 1979.

Normentstehung wird als Ergebnis der Optimierung, z. B. einer Unterklasse, erklärt, die sich dafür bestechen lässt, eine der herrschenden Klasse genehme Norm einzuhalten (Becker 1996). Die Entscheidung darüber, ob dies optimal ist, wird aber unter exogenen Präferenzen getroffen.

Verhalten wie Drogenabhängigkeit oder Kettenrauchen wird als ergebnisrational modelliert, indem angenommen wird, der Konsum in der Vergangenheit beeinflusse das aktuelle Entscheidungsproblem. Der nächste Heroinschuss ist so dem freien Willen des heroinerfahrenen Konsumenten geschuldet. Präferenzen bleiben stabil in der Form von Zeitpräferenzen und universell identisch, denn hätten alle dieselbe Konsumbiografie, maximierten alle dieselbe Funktion. Der Geschmack wird in Abhängigkeit der Abfolge ergebnisrationaler Entscheidungen zur idiosynkratischen Absonderlichkeit am Ende des Entscheidungsprozesses (Becker 1992). Erklärbar wird er dadurch aber nicht, weil jedes absonderliche Verhalten über irgendeine lebenslange Konsumhistorie, die niemand genau kennt, ex post prognostizierbar ist. Die Exogenität des Geschmacks wird lediglich durch die Exogenität eines Initialkonsums ersetzt.

‚Identity Economics' ist der Versuch, die menschliche Identität, z. B. als Gewerkschafter, Elitesoldat, Ärztin oder Nonne, und deren wirtschaftliche Auswirkungen ökonomisch zu erklären. Hier sind Präferenzen über Konsumalternativen identitätsabhängig, d. h. jede Identität hat ihre spezifische Präferenzordnung. Menschen wählen aus einem exogenen Angebot an Identitäten die für sie optimale Identität aus, unter Berücksichtigung des Umstands, dass sie nach der Identitätswahl die damit verbundenen Präferenzen haben werden und haben wollen. Die Identität muss aber unter den Bedingungen einer anfänglichen, exogenen Metapräferenz gewählt werden, weil jede Optimierung ein vorgängiges Zielsystem voraussetzt. In ‚Identity Economics' wird der Kern des Chicagoer Programms bestens gewahrt. Man erkennt dies daran, dass es in diesem Ansatz keinerlei geschmackliche Innovationen geben kann. Die Geschmäcke sind von Anfang an in Form von Anhängseln der alternativen Identitäten, die zur Auswahl stehen, vorhanden. Die Buntheit der geschmacklichen Welt lässt sich so nicht erklären. Auch hier finden wir in der Behandlung des Geschmacks das Motiv, die Grenzen zu den Nachbarwissenschaften scharf zu halten. Was Ben Fine mit der Formulierung „The Economics of Identity and the Identity of Economics?" auf den Punkt gebracht hat (Fine 2009).

Den bislang kunstvollsten theoretischen Ansatz, Varietät im Geschmack ökonomisch zu erklären, ohne gegen den Kern des Chicagoer Programms zu verstossen, berücksichtigt explizit das Phänomen, dass Menschen ständig ihr Verhalten mit dem Mittel des Geschmacksurteils zu legitimieren versuchen, warum z. B. für den Radfahrer das Fahrrad das beste innerstädtische Transportmittel ist und für den Autofahrer das Auto. In ihrer Argumentation nutzen beide einen Freiheitsgrad, der durch den Unterschied zwischen objektivierbaren und nichtobjektivierbaren Aussagen entsteht: Objektivierbare Aussagen wie die Höchstgeschwindigkeit fliessen dabei lediglich auf einer höheren Abstraktionsstufe in die Beurteilung nach nicht objektivierbaren Kategorien, wie z. B. der Bequemlichkeit, ein. Kunstvoll an diesem Ansatz ist, dass menschliches Verhalten nicht mehr ergebnisrational, sondern argumentativ rational erklärt wird, dass aber, in der Schlussfolgerung, Ökonomen weiterhin mit ihren gewohnten Chicagoer Annahmen über die Präferenzordnung von Menschen und mit dem *Homo-*

oeconomicus-Modell operieren könnten (Billot 2011). Es gibt also keinen Grund, Unschärfen an den Grenzen der Disziplin zu dulden.

Thorstein Veblens ‚Leisure Class' und seine These, dass jede soziale Klasse, so gut es geht, den Geschmack der nächst höheren imitiert, hat seither grosse Aufmerksamkeit in der Ökonomik erlangt (Veblen 1970); sei es in Zusammenhang mit dem Phänomen, wenn mehr eines Gutes nachgefragt wird, wenn sein Preis steigt, oder sei es bei der wohlfahrtstheoretischen Beurteilung von Luxuskonsum und dessen Besteuerung. Der Geschmack, in Form von Präferenzen über Güteralternativen, wird aber immer als exogen behandelt (Bagwell/Bernheim 1996). So konnte der Diskurs zwischen Soziologie und Ökonomik nicht wirklich in Gang kommen.

Mit dem Konsumdilemma, wonach der Mensch einerseits nach Individualität strebe, andererseits aber eine gewisse Konformität wahren müsse, erklärte Georg Simmel das Auf und Ab in der Mode. Das Dilemma wurde mit Erfolg ins Ökonomische übersetzt und eine Theorie von Modezyklen entwickelt (Corneo/Jeanne 1997). Aber wiederum bleiben Präferenzen exogen.

Resonanz

Die im Chicagoer Programm geschaffenen scharfen Grenzen der Volkswirtschaftslehre machen sie keinesfalls undurchlässig. Wie ein Schwamm saugt der Rand des Chicagoer Programms Saft aus anderen Disziplinen auf und verarbeitet ihn zu seinen Konditionen. Diese Konditionen sind der Kern des Programms mit den beiden Paradigmen der Ergebnisrationalität und der Exogenität und Universalität von Präferenzen.

Aus den Nachbardisziplinen wird dafür der Vorwurf des ökonomischen Imperialismus' laut. Das Problem ist nicht die thematische Expansion, die, für sich genommen, als Kompliment gegenüber der Disziplin, deren Themen die Volkswirtschaftslehre aufgreift, aufzufassen wäre. Als Zumutung wahrgenommen wird jedoch das Überstülpen des wissenschaftlichen Kerns einer fremden Disziplin – die Expansion unter Verschiebung scharfer Grenzen. Die Sehnsucht nach Heimat in der Wissenschaft spielt auf beiden Seiten dieser Grenzen.

Aus normativer wissenschaftstheoretischer Sicht stellt sich die Frage, mit welchen Kosten diese Sehnsucht nach Heimat einhergeht, auf welchen Holzweg die scharfe Grenzziehung eine Disziplin führt. Für die Chicagoer Schule (aber nicht nur für sie) lässt die anerkannteste Autorität in der Geschmacksforschung, Pierre Bourdieu, keinen Zweifel offen.

Den Forschungspfad, den der *Homo oeconomicus* vorspurt, beschreibt er so: „Homo economicus, as conceived ... by economic orthodoxy, is a kind of anthropologetical monster: this theoretically minded man of practice is the most extreme personification of the scholastic fallacy, an intellectualist or intellectualocentric error very common in the social sciences (particular in linguistics and ethnology), by which the scholar puts into the heads of the agents he is studying – housewives or households, firms or entrepreneurs, et cetera – the theoretical considerations and constructions he has had to develop in order to account for their practices" (Bourdieu 2005: 83). Bourdieu macht *Chicago* mithin den schwerwiegenden Vorwurf, den Unterschied zwischen Natur- und Sozialwissenschaften zu verkennen – den in den So-

zialwissenschaften erforderlichen Relativismus, *„the problem of the other mind"* (Hollis 1994), und deshalb das beobachtete Verhalten als Repräsentanz des Selbst des Beobachters zu konstruieren, anstatt es als Repräsentanz des Untersuchungsgegenstands zu begreifen. Bourdieu wirft *Chicago* damit vor, der Sehnsucht nach Heimat das Wesen der Volkswirtschaftslehre als Sozialwissenschaft zu opfern und ihre Heimat bei den Naturwissenschaften zu suchen. Diese Grenzziehung begünstigt den Dialog mit den anderen Sozialwissenschaften nicht.

Den Pfad, den das zweite Kernparadigma des Chicagoer Programms vorspurt, beurteilt Bourdieu so: „In short, if there is a universal property, it is that agents are not universal, because their properties and, in particular, their preferences and tastes, are the product of their positioning and movements in social space, and hence of collective and individual history" (Bourdieu 2005: 84). Für Bourdieu stattet die Volkswirtschaftslehre ihren Untersuchungsgegenstand – den Menschen – mit einem Gewand von der Stange aus, wo er seinem Wesen nach (gruppenweise) mit Massgeschneidertem ausgestattet werden müsse. Bourdieu vermisst mithin in der Volkswirtschaftslehre die Fähigkeit und den Willen, die Buntheit der Welt zu erklären. Für ihn macht die Versessenheit der Volkswirtschaftslehre, im Konzept des repräsentativen Konsumenten zu denken, so wenig Sinn wie das Konzept eines durchschnittlichen Tiers in Brehms Tierleben.

Die Grenzziehung des Chicagoer Programms lähmt den Dialog zwischen dem volkswirtschaftlichen Mainstream und den anderen Sozialwissenschaften in zweierlei Hinsicht. Erstens durch die Positionierung der Volkswirtschaftslehre als naturwissenschaftliche Disziplin und zweitens durch Modellierung auf einem für das Verständnis des Untersuchungsgegenstands zu hohen Aggregationsniveau. Dadurch setzt aus der Sicht anderer Disziplinen das Chicagoer Programm scharfe Grenzen in zwei Dimensionen. Horizontal in der Absetzbewegung aus den Sozialwissenschaften heraus. Vertikal in der Behandlung sozialwissenschaftlicher Fragestellungen auf einem sachfremden Abstraktionsniveau.

Es bleibt zu klären, warum sich Disziplinen dem inter- und transdisziplinären Dialog so beharrlich verweigern, warum die Sehnsucht des Wissenschaftlers nach Heimat so gross ist, warum die Grenzen zwischen den Disziplinen so scharf gezogen sind. Auch hier finden wir eine Erklärung im Geschmack – eine Erklärung auch *hierzu* im Geschmack. Diesmal aber, und im Gegensatz zu den bisher angestellten Überlegungen nicht als Forschungsgegenstand von Disziplinen, sondern als Treiber des menschlichen Verhaltens als Wissenschaftler.

Der wissenschaftliche Geschmack

Jeder Mensch hat einen Geschmack. Wissenschaftler damit auch, wollte man nicht annehmen, dass der Mensch zu einer anderen Spezies wird, sobald er in die Rolle des Wissenschaftlers schlüpft. Zu seinen Vorlieben gehört an erster Stelle die Vorliebe für ein zwischenmenschliches Beziehungsgeflecht, für eine Gruppe, oder – situativ – für Gruppen, mit denen er sich identifiziert und die, bei positiver Resonanz, Teil seiner Identität werden (Mohr 2014). Geschmack – ex ante eine Vorliebe für ein Beziehungsgeflecht und ex post realisierte Identität – ist in der Mitte der Kausalkette menschlichen Verhaltens positioniert. Als Vorliebe

für ein Beziehungsgeflecht wird er selbst als Endogene von basaleren Faktoren wie z. B. der kulturspezifischen Persönlichkeit (Heine/Buchtel 2009) oder dem sozialen Möglichkeitsraum (Bourdieu 1982) beeinflusst. Als realisierte Identität ist der Geschmack selbst Determinante der Präferenzordnung über Güter- und Verhaltensalternativen. Denn mit den Dingen, mit denen sich der Mensch bewusst umgibt und von denen er sich bewusst fernhält, und den Verhaltensweisen, die er zeigt oder eben nicht zeigt, mediatisiert und stabilisiert der Mensch sein Beziehungsgeflecht und damit seine Identität. Die für Mediationszwecke entscheidende *Bedeutung* der Dinge und Verhaltensweisen ist dabei kulturspezifisch indigenisiert (Appadurai 1990). Je offener die Gesellschaft, umso weniger ist der Geschmack vorbestimmt und umso mehr der Verantwortung des Einzelnen übertragen (Schulze 2005). Im vorhandenen Gestaltungsraum ist die Formierung des Geschmacks nicht das Ergebnis einer Optimierung bei gegebenen Alternativen wie in ‚Identity Economics', sondern eines kreativen Prozesses, der über Versuch und Irrtum, über Finden statt Aussuchen Neues entstehen lässt.

Dies ist die grobe Skizze dessen, was ausserhalb der Volkswirtschaftslehre, in anderen Sozialwissenschaften unter Geschmack verstanden wird. Der Kontrast zwischen diesem Verständnis von Geschmack und dem Chicagoer Verständnis macht die Sprachlosigkeit und die Schärfe der Grenzen zwischen der Volkswirtschaftslehre und den anderen Sozialwissenschaften (inklusive der Betriebswirtschaftslehre) deutlich.

Dieses ‚nichtökonomische' Verständnis von Geschmack wirft aber selbst ein Schlaglicht darauf, warum Disziplinen dazu tendieren, scharfe Grenzen um sich herum zu ziehen. Man muss dazu lediglich, diesem nichtökonomischen Ansatz folgend, Wissenschaftler als soziale Wesen verstehen, die, wie jeder Mensch, an ihrer Selbsterhöhung arbeitend, Identifikationsmöglichkeiten suchen und ihre Identität finden wollen. Der Geschmack ist nicht nur das durch die Wissenschaft Erklärte. Mit *diesem* durch die Wissenschaft Erklärten, kann sie auch sich selbst verstehen.

So wie jeder Mensch sein Beziehungsnetz mit Dingen und Verhaltensweisen mediatisiert, so findet und stabilisiert der Wissenschaftler seine Identität mit wissenschaftlichen Dingen und wissenschaftlichen Verhaltensweisen. Die wissenschaftlichen Dinge sind Modelle und Theorien, die er verwendet zusammen mit jenen, die er auf keinen Fall verwendet. Zu den wissenschaftlichen Verhaltensweisen gehören die Methoden, die er anwendet zusammen mit jenen, die er auf keinen Fall anwendet, und die Praxiskontakte, die er pflegt zusammen mit jenen, die er sorgsam vermeidet, bei welchen Journals er publiziert und bei welchen nie, wo er versucht, eine Anstellung zu finden und wo er dies niemals versuchen wird, und welche wissenschaftlichen Fragestellungen ihn interessieren und welche nicht.

Eine Gemeinsamkeit der gesamten soziologischen und kulturanthropologischen Geschmacksforschung ist, dass die Selbsterhöhungsarbeit zwar individuell beginnen mag, aber immer in einem Geschmackskollektiv endet. Wie jeder Mensch bei der Selbsterhöhungsarbeit lässt sich dabei auch der Wissenschaftler am liebsten von anderen helfen. Die Rudelbildung angehender PhDs an wissenschaftlichen Kongressen zeigt dies: Nicht Konkurrenzdenken dominiert das Verhalten, sondern die Sehnsucht nach kollektiver Heimat. Die Diskussionen in

den Pausen über die richtigen Modelle und Theorien, die richtigen Methoden, besten Journals, Forscher und Fakultäten mediatisieren ihre kollektive Heimat trefflich.

So formt sich der wissenschaftliche Geschmack. Er ist immer ein kollektiver Geschmack, weil der Geschmack realisierte Identität ist und Identität immer geteilte Identität sein muss. Die grosse Koalition aller Wissenschaftler – die Einheit der Wissenschaften – formt sich nur gegen aussen, wenn sich z. B. an einer Party, in die sie zufällig zusammen geraten sind, ein Ägyptologe und ein Ökonom gegenüber allen anderen als Akademiker verstehen. Als Heimat ist aber die Einheit der Wissenschaften zu gross. Auf einem wissenschaftlichen Kongress verstünde sich deshalb der eine als Ägyptologe und der andere als Ökonom. Das Streben nach Individualität, Distinktion und Differenzierung bei gleichzeitiger Notwendigkeit einer gewissen Konformität lässt Wissenschaftler sich in kleineren Heimaten zusammenfinden – in den Disziplinen – in einem von Thomas Kuhns *unsichtbaren Akademien* (Kuhn 1962). Die *Universitas*, die Einheit der Wissenschaften, entpuppt sich so als *soziale* Utopie.

Die unsichtbaren Akademien unterscheiden sich durch den jeweiligen Kern ihres wissenschaftlichen Programms. Er erweist sich weniger als wissenschaftlich notwendig als geschmackstechnisch opportun. Die *Universitas* herrscht (nicht nur in der Wissenschaft) – bis der Geschmack uns scheidet (Kritzmöller 2004). Auch *Chicago* ist Geschmackssache. Trotz der eleganten wissenschaftstheoretischen Verbrämung des so ‚erfolgreichen' Programms. Es hat zwar versagt, den Konsum, über 50 % des Sozialprodukts, auch nur annähernd adäquat wissenschaftlich zu durchdringen – nur noch ein Bruchteil des gesamten Lehrangebots aller an Wirtschaftsuniversitäten vertretenen Disziplinen, welches das Konsumieren zum Gegenstand hat, wird von der Volkswirtschaftslehre bestritten. Aber *Chicago* ist es dafür gelungen, Ökonomen eine Heimat fern der anderen Sozialwissenschaften zu stiften.

Nun fällt es umso leichter zu verstehen, warum die Grenzen zwischen den Disziplinen so scharf sind. Denn wenn eine wissenschaftliche Disziplin zuvorderst Geschmackssache ist, braucht man sich nicht zu wundern, wenn auch in der Wissenschaft Geschmackstechniken zum Einsatz gelangen, die überall sonst in Geschmackssachen zur Anwendung kommen.

Da ist zum einen das Mittel des Streits zwischen den Fakultäten, von dem bereits Pierre Bourdieu in seiner Analyse des akademischen Felds berichtet hat (Bourdieu 1988). Ein Streit wird in Geschmackssachen stets durch Geschmacks*urteile* vom Zaune gebrochen. Wie in der Rhetorik des Radfahrers und des Autofahrers über das beste innerstädtische Fortbewegungsmittel wird in der interfakultären Rhetorik ein Strauss objektivierbarer Kriterien, die meist auf ein Sowohl-als-auch hinauslaufen, auf eine nicht objektivierbare Ebene der Beurteilung hochgehoben, wobei sich jede Seite jenes nicht objektivierbaren Kriteriums bedient, das ihre Sicht als die einzig richtige ‚belegt'. Das notorische Beispiel des Streits zwischen Natur- und Geisteswissenschaften um Fördergelder möge hier zur Illustration genügen: Die Formulierung des Entscheidungsproblems als eines zur Stärkung der wirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit (Naturwissenschaften) versus die Zweckfreiheit der Wissenschaft (Geisteswissenschaften) ist damit zur reinen Geschmackssache geworden. Das wirkungsvollste Mittel, mit dem sich Gruppen voneinander abheben, ist jedoch ihr *Stil*.

Die Struktur wissenschaftlicher Stile

Geschmackstechnisch gehören zum Stil die *Gesamtheit* aller Dinge, mit denen sich die Mitglieder einer Gruppe umgeben, und der Verhaltenweisen, die sie zeigen. Edward William Lanes Bericht über die Manieren und Bräuche der Ägypter in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts z. B. ist tatsächlich ein Buch über deren Stile (Lane 1894). Alleine durch Wiederholung ist eine solche Gesamtheit verstehbar. Nur durch Wiederholung der Ägypter war es Lane, dem englischen Kulturanthropologen, möglich, die Dinge, mit denen sie sich umgaben, und die Verhaltensweisen, die sie zeigten, als Ganzes zu verstehen. Verstehen heisst hier, die Elemente der Gesamtheit als *Komplementaritäten* zu begreifen, als etwas, was zusammengehört und so ein Ganzes ergibt. Die Wiederholungen, die Lane später beobachtet hat, haben zunächst die Ägypter selbst aneinander beobachtet, und sie haben das, was sie sahen, als Komplementaritäten begriffen. Ein Stil ist somit eine *Struktur* von Komplementaritäten in der Welt der Dinge und Verhaltensweisen.

Auch ein wissenschaftlicher Stil fügt seine Elemente als Komplementaritäten zu einem Ganzen zusammen: Der *Homo oeconomicus* und die Exogenität und Universalität des Geschmacks sind stilistische Komplemente und sind zusammen komplementär zu den prestigeträchtigsten Fakultäten, Konferenzen und den volkswirtschaftlichen A^+-Journals.

Weil durch Wiederholung entstanden, ist ein Stil eine *Konvention* (Bessis/Chaserant/Favereau/Thévenon 2006). Konventionen, wie z. B. das Links- oder Rechtsgehen auf dem Trottoir, zeichnen sich dadurch aus, dass es auch anders ginge. Es ist egal, was genau wiederholt wird, solange es wiederholt wird, damit es am Ende als Struktur von Komplementaritäten erkannt werden kann. Die Männer im Ägypten Lanes wären von ihm auch als Männer erkannt worden, wenn sie die Gewänder der Frauen getragen hätten und umgekehrt, und die Gewänder, die er tatsächlich als Frauengewänder beschrieben hat, hätte er ohne weiteres als Männergewänder beschrieben, wenn er solche Wiederholungen beobachtet hätte. Der Stil, nicht nur in der Kleidung, weist somit einen Grad an *Beliebigkeit* auf. Etwas Beliebiges muss nur hartnäckig genug wiederholt werden.

Auch wissenschaftliche Stile entstehen durch Wiederholung. Wissenschaft als Stil verstanden löst nun aber das grosse Mysterium der Wissenschaftstheorie von Imre Lakatos auf, *warum* die Paradigmen, die den Kern eines wissenschaftlichen Programms bilden, nicht mehr hinterfragt und in Zweifel gezogen werden: weil sie durch Wiederholung zu einer reinen Konvention geworden sind! Genauso, wie wir unreflektiert auf dem Trottoir rechts aneinander vorbeisteuern, wenn das die Konvention ist. Der Kern eines Wissenschaftsprogramms zeigt deshalb auch dieselbe Beliebigkeit wie sonst ein Stil. Hätte das im *Homo oeconomicus* beschriebene Verhaltensmodell und die Chicagoer Vorgaben zum Geschmack in den 1950er Jahren bereits zum Kern anderer sozialwissenschaftlicher Programme gehört, hätte sich Chicago einen anderen Kern verpasst. Denn Männerkleider sind einfach das, was Männer tragen, und Frauenkleider einfach das, was Frauen tragen.

Stil gibt es in einer Gesellschaft nur im Plural. So wenig es Sinn macht, von *der* Gruppe der Gesellschaft zu sprechen, so wenig macht es Sinn, von *dem* Stil der Gesellschaft zu sprechen. Lane war deshalb ausserstande, *den* Stil der Ägypter zu identifizieren. Stattdessen

konnte er die verschiedenen Stile innerhalb Ägyptens nur vergleichend bestimmen. Denn ein Stil existiert nicht absolut, sondern immer nur relativ zu mindestens einem anderen Stil. Der andere Stil steht dabei in einem Spannungsverhältnis zum ersten Stil: Während die Dinge und Verhaltensweisen *eines* Stils durch Wiederholung als Komplementaritäten verstanden werden, stehen Stile als *Substitute* einander gegenüber. Das „das auch" innerhalb eines Stils kontrastiert mit dem „entweder oder" zwischen den Stilen. Deshalb hat Lane nicht nur verschiedene Stile Ägyptens beschrieben, sondern er konnte sie nur als Substitute beschreiben: Wer sich in Kairo kleidete wie ein Angehöriger der ägyptischen Oberklasse, den sah er dort niemals im Gewand der Kairoer Unterklasse und umgekehrt. Geprägt von dieser Regularität hätte Lane einen Angehörigen der Oberklasse im Gewand der Unterklasse nicht als solchen erkannt, sondern er hätte ihn als Angehörigen der Unterklasse begriffen.

Genau so stehen wissenschaftliche Stile zueinander. Wissenschaftler zeigen entweder den einen wissenschaftlichen Stil oder einen anderen. Niemals aber beide. Juristen arbeiten juristisch und Ökonomen ökonomisch. Arbeitete ein Jurist ökonomisch, wäre er kein Jurist mehr und umgekehrt. Nicht, wer einer wissenschaftlich war, bestimmt, wer er wissenschaftlich ist, sondern was er macht.

Komplementarität innerhalb jedes Stils und Substitution zwischen den Stilen fügen Stile zu ganzen *Stilsystemen* zusammen. Zu dem von Lane beschriebenen Stilsystem Ägyptens gehören die Stile in der Metropole Kairo, mit dem Stil der türkischen Besatzungsmacht, den Stilen der arabischen Bevölkerung in den Ausprägungen der vier islamischen Varianten, der koptischen und jüdischen Minderheiten, jeweils in Ober- und Unterklassen ausdifferenziert, und den Stilen urbaner Professionen wie Händlern, Polizisten, Dieben. Hinzu kommen die Stile in den Provinzstädten Ägyptens, der Fellachen im Delta, in Mittel- und Oberägypten.

Die Komplementarität innerhalb eines wissenschaftlichen Stils und die Substitutionsbeziehungen zwischen ihnen fügen die Gesamtheit der wissenschaftlichen Stile zum wissenschaftlichen Stilsystem zusammen. Nur relativ zu den Stilen aller anderen Wissenschaften existiert eine Wissenschaft und ist ihr Stil verstehbar. Wir erleben das wissenschaftliche Stilsystem in den Senaten, Regenzen, nationalen Forschungseinrichtungen und feiern es am *Dies academicus*.

Lane hat das ägyptische Stilsystem in nur drei Jahren teilnehmender Beobachtung identifiziert. Sein Werk nicht mindern wollend, bleibt die Frage, wie das angesichts all der Vielfalt, die er in so kurzer Zeit zutage gefördert hat, überhaupt möglich war. Die Antwort ist einfach. Nicht weil auch ihn Bourdieus erster Vorwurf gegenüber *Chicago* träfe, den er auch der Kulturanthropologie gemacht hat – das Ignorieren des erforderlichen Relativismus. Denn dann fänden sich in seinem Werk nicht nur die wenigen Anflüge westlicher Moralisierung angesichts z. B. des Terrorregimes der türkischen Besatzungsmacht, das er kühl beschrieben (und lediglich als solches bezeichnet) hat. Lane hat in Ägypten einfach eine menschliche *Universalität* beschrieben – die ihm, weil es eine menschliche Universalität ist, bereits aus England bestens vertraut war – die universellen Regeln von Stilsystemen: Komplementarität innerhalb von Stilen und Substitution zwischen Stilen. Ebenfalls im Besitz dieser universellen Erfahrung

hätte auch der von Lane beschriebene, gebildete Scheich El-Mahdee in derselben Zeit durch teilnehmende Beobachtung die Stile Englands seiner Zeit begriffen.

Weil angehende Wissenschaftler bereits über die Lebenserfahrung verfügen, die Stilsysteme vermitteln, finden sie sich im wissenschaftlichen Stilsystem innerhalb weniger Jahre zurecht. Es ist nicht so, dass sie dabei nur den Stil ihrer eigenen Disziplin kennenlernen und auf den Rest der *Universitas* mit blankem Unverständnis blicken. Sondern so, dass sie die Grundprinzipien des ganzen Systems begreifen, ohne es studiert haben zu müssen: Komplementarität innerhalb und Substitution zwischen Stilen. Ganz so, wie es das System von Jugendkulturen sie zuvor gelehrt hat: Komplementarität innerhalb des Jugendstils des Punkers, Hipsters, Hip-Hopers, Nerds, Emos, Skinheads, Rastafarians, Surfers usw. und Substitution zwischen ihnen. Gebhard Kirchgässner sagt zu Recht, dass ins Curriculum des angehenden Wissenschaftlers nicht zwingend Wissenschaftstheorie gehören müsse – so hilfreich sie auch sei (Kirchgässner 1992). In der universellen Regularität von Stilsystemen finden wir den Grund dafür.

The Problem of the other Mind warnt vor der Projizierung des Subjekts auf das Objekt und geht dabei von der grundsätzlichen Unvergleichbarkeit beider aus. Existenz und universelle Regularität von Stilsystemen zeigen jedoch noch eine zweite Seite der Sozialwissenschaften: *Soziale Universalitäten*. Denn Stilsysteme sind *soziale* Systeme. Ihre Entstehung durch Wiederholung und Verankerung als Konventionen sind nur im sozialen Prozess möglich.

So unterschiedlich die Teile des wissenschaftlichen Stilsystems auch sein mögen, die Besonderheiten eines wissenschaftlichen Stils sind niemals so gross, dass er nichts mit den anderen zu tun hätte. Allen ist stets gemeinsam, dass sie in einem über alle wissenschaftlichen Stile ausgreifenden interaktiven Prozess entstanden sind und zu *einem* sozialen System gehören. Die Idee der *wissenschaftlichen Universitas* findet ihren praktischen Niederschlag als *soziale wissenschaftliche Universitas*.

Die Quelle der Universalität gesellschaftlicher Stilsysteme liegt in deren Zweckmässigkeit. Das universelle Streben des Menschen nach Selbsterhöhung und der universelle Vorteil, wenn man dabei von Dritten unterstützt wird, lassen Menschen sich in Gruppen zusammenfinden und lässt Gruppen das Stilsystem ihrer Gesellschaft *gruppenspezifisch* nutzen: Jeder Stil ist eine Repräsentanz einer Gruppe. Jede Gruppe *konstruiert* durch Wiederholung ihren Stil als Repräsentanz ihrer selbst – und sie selbst und andere Gruppen *interpretieren* ihn als Repräsentanz eben dieser, ihrer selbst. Der Stil ist der Signifikant (Saussure 1986), der diese und keine andere Gruppe signifiziert. Das gesellschaftliche Stilsystem – die Komplementarität innerhalb jedes Stils und die Substitutionsbeziehung zwischen den Stilen – ist, wenn nicht die einzige, so doch die *effiziente* Form der nonverbalen Kommunikation im Streben nach Selbsterhöhung. Dies war bereits im England Lanes so und war im Ägypten Lanes so; und dies ist heute so – in jedem sozialen Feld.

Auch in der Wissenschaft. Deshalb ist das Dasein als Wissenschaftler nicht das Dasein von Rainer Maria Rilkes *Panther*. Nur im Rudel wird wissenschaftlich gejagt. Der Privatgelehrte wird zum Sonderling, der sich zwar mit einer Zunft identifiziert, dem es aber an der gemeinsamen Identität mangelt. Rektoren beantworten tröstend, beschwichtigend dessen Klagebriefe.

Die Wahrung der stilistischen Eigenständigkeit

Warum haben Stile, geschmackstechnisch, Bestand? Weil sie im Prozess der Wiederholung Distanz zueinander wahren *können*, selbst wenn einzelne sich an andere anschmiegen wollten (Mohr 2014). Jeder Stil besteht aus einem *Kern* und einem *Rand* – was zunächst nichts mit Lakatos' Wissenschaftsprogramm zu tun hat. Zum *stilistischen Kern* gehören die Dinge und Verhaltensweisen, die in keinem anderen Stil zu finden sind. Lane beschreibt z. B., welche Teile der insgesamt kunstvollen Kopfbedeckungen der ägyptischen Männer ausschliesslich Bestandteil des Stils der Kairoer Oberschicht waren. Sie – aber nicht nur sie – machen die Unverwechselbarkeit eines Stils aus.

Zu einem Stil gehören aber immer auch Elemente, die man auch in anderen Stilen findet. So beschreibt Lane den Turban als sowohl den Stilen der männlichen Kairoer Ober- wie auch Unterschicht zugehörig. Solche Elemente gehören zum *stilistischen Rand*. Zwar zu einem Stil gehörend, verwässern sie ihn im stilistischen System, weil sie zwischen mindestens zwei Stilen nicht zur Unterscheidung taugen. Ein Stil hat deshalb aufgehört, Teil des Stilsystems zu sein, wenn sein Kern leer (geworden) ist.

Stile streben deshalb über die Grösse ihres jeweiligen Kerns auseinander. Das Problem ist nur, dass (seit der Französischen Revolution und zumindest in der westlichen Welt) kein Stil mehr die exklusive Kontrolle über seinen Kern hat. Denn jeder Stil kann ein Element eines anderen Stils, das zuvor zu dessen Kern gehört hat, selbst durch Wiederholung zu seinem Bestandteil machen. Dadurch wandert dieses Element im anderen Stil von dessen Kern in dessen Rand. Der andere Stil verliert so, ohne eigenes Zutun, an Eigenständigkeit. Thorstein Veblens klassischer Beschrieb des Strebens von Klassen, den Geschmack der nächst höheren Klasse, so gut es geht, zu imitieren, führt genau dazu (Veblen 1970). Der Stil der höheren Klasse verliert an Eigenständigkeit, weil die niedrigere Klasse ein Element aus deren Kern in den eigenen Stil integriert. Das Element wird so zum gemeinsamen Element beider Stile, in beider Rand. Das ist genau das, was (in Veblens Analyse) die niedrigere Klasse gerade will.

Trotzdem hat das Stilsystem unterschiedlicher sozialer Gruppen als Ganzes Bestand. Aus einem Grund, der für das Verständnis, warum Disziplinen scharfe Grenzen aufweisen, kaum überbewertet werden kann. Denn der Kern eines Stils besteht nicht nur aus den Dingen, mit denen sich die Mitglieder einer Gruppe umgeben, und Verhaltensweisen, die sie zeigen, sondern zum Kern gehören genauso auch *alle* Dinge, mit denen sie sich *niemals* umgeben, und Verhaltensweisen, die sie *niemals* zeigen. Die Austerität der Ästhetik des Bauhauses zeigt sich so in einem neuem Licht: Als Mittel zur Schaffung eines stilistischen Kerns durch Verzicht – als Rückzug aus einem stilistischen Rand.

Pierre Bourdieus *Distinktion* der feinen Klasse beschreibt den (im Frankreich der 1960er Jahre gelungenen, aber mühsam erscheinenden) Versuch, die niederen Klassen ständig daran zu hindern, durch Imitation Elemente aus dem Kern des feinen Stils in dessen Rand zu verfrachten. Es geht einfacher! Denn zum Kern eines Stils gehören auch alle Dinge und Verhaltensweisen, welche jene, die den Stil zeigen, gerade nicht zeigen. Hier tritt einer der fundamentalsten Missverständnisse in der Chicagoer Konsumtheorie zutage: Denn Konsumieren

ist nicht nur das, wofür der Mensch Geld ausgibt, sondern zum Konsumieren gehört genauso auch das, wofür er niemals Geld ausgeben würde.

Im Tun durch Nichttun liegt der Grund, warum die Grenzen zwischen Disziplinen scharf sind, obwohl sie aus normativer Sicht unscharf sein sollten. Keine Disziplin kann verhindern, dass eine andere Disziplin seine Paradigmen übernimmt, was die Unschärfe an der gemeinsamen disziplinären Grenze durch die Vergrösserung des gemeinsamen stilistischen Rands vergrössern würde. Aber jede Disziplin kann die Bauhaustaktik anwenden. Sie kann Theorien, Modelle und Methoden ganz ablehnen, die zum Bestandteil ihres stilistischen Rands geworden sind.

Die Volkswirtschaftslehre mit ihrer Pluralität, wie es sie vor *Chicago* noch gab, hatte noch einen grösseren stilistischen Rand. In ihm fanden sich theoretische und methodische Elemente, die auch zum Rand der Stile anderer Sozialwissenschaften gehörten. Die Pluralität der verwendeten Modelle des menschlichen Verhaltens ist ein Beispiel dafür. *Chicago* entleerte diesen stilistischen Rand und gewann so an stilistischer Eigenständigkeit, so wie sich der Bauhausstil durch Austerität profilierte. So verschwand der Relativismus aus der Volkswirtschaftslehre, so die Methode der teilnehmenden Beobachtung, die den Klassiker noch die Metapher vom Markt finden lassen konnte.

Die beiden Elemente des Chicagoer stilistischen Kerns, der *Homo oeconomicus* und die Exogenität und Universalität des Geschmacks boten zwar eine Heimat in einer unsichtbaren Akademie. Aber mit einem leeren stilistischen Rand verstummte der Dialog mit den anderen Sozialwissenschaften zunehmend. Die fruchtbare Unschärfe am Rand der Disziplin machte der unfruchtbaren Schärfe der Grenze der Disziplin Platz.

Zum Unterschied zwischen wissenschaftlichem Programm und stilistischem System

Sowohl in Lakatos' Analyse wie auch in der hier vorgestellten wird zwischen Kern und Rand dessen unterschieden, was analysiert wird – bei Lakatos das wissenschaftliche Programm, hier der wissenschaftliche Stil. Beide hängen zusammen. Bei Lakatos ist der Kern das nicht mehr hinterfragte Inventar an Paradigmen. Hier besteht der Kern aus Methoden, Theorien und Modellen, die in keinem anderen Stil vorkommen, *und* aus solchen, die niemals Verwendung finden. Bei Lakatos ist der Rand jener Teil des wissenschaftlichen Programms, in dem situativ flexibel neue Fragestellungen behandelt werden können, ohne in Widerspruch zum Kern zu geraten. Hier besteht der Rand eines wissenschaftlichen Stils aus methodischen und theoretischen Elementen, die auch in anderen wissenschaftlichen Stilen Verwendung finden. Die vorgängigen Überlegungen zeigten die Zusammenhänge zwischen wissenschaftlichem Programm und wissenschaftlichem Stil und zwischen den jeweiligen Kernen und Rändern auf.

Was ist aber der Unterschied zwischen Lakatos' wissenschaftlichem Programm und dem hier dargelegten wissenschaftlichen Stil? Lakatos' Ansatz ist partialanalytisch. Er betrachtet *das* wissenschaftliche Programm, sprich *ein* wissenschaftliches Programm. Stil – wie der Geschmack – steht immer nur für den Plural. Ein Stil ist stets Bestandteil eines stilistischen

Systems. Die Analyse des Wissenschaftsbetriebs durch die Brille des Geschmacks ist damit nicht partialanalytisch, sondern zwingend totalanalytisch: Erkenntnisse zeigen sich immer nur im Gesamtsystem aller Disziplinen oder – im einfachsten Totalmodell – im Vergleich von mindestens zwei Disziplinen. Im *Chicagoer* Jargon ist dies der Unterschied zwischen einem Partial- und einem allgemeinen Gleichgewicht bzw. zwischen der Anpassung an das eine oder an das andere.

Ein zweiter Unterschied besteht darin, dass Lakatos' Ansatz zwei Gesichter zeigt. Er hat ein normatives und ein positives Gesicht: So soll sie funktionieren und/oder so funktioniert die Wissenschaft auf dem Pfad des Fortschritts. Der geschmackstheoretische Ansatz hat keinerlei normative Denotation: So funktioniert Wissenschaft! Die Schärfe der Grenzen der Disziplinen ist, wie sie ist, und nicht, wie sie sein sollte.

Zur Organisation des wissenschaftlichen Geschmacks

Dem Einwand ist nun Gehör zu verschaffen, dass das hier gezeichnete Bild der *Universitas*, wenn nicht völlig falsch, so doch grob entstellend sei: Es sprudeln zur Begründung dieses Verdikts Beispiele aus den Archiven des Wissenschaftsbetriebs hervor, von Initiativen zur Stärkung der Interdisziplinarität, von Artikeln, die mit Kollegen anderer Disziplinen geschrieben worden sind, von gemeinsamen Lehrveranstaltungen, von Geldern, die an den Rand der Disziplin geflossen sind. Die Grenzen zwischen den Disziplinen seien deshalb in Tat und Wahrheit unscharf und nicht scharf. Ein Sonnenstrahl macht noch keinen Sommer. Flössen 25 Prozent der Ressourcen – Zeit, Geld, Professuren, Lehrkapazitäten – in die Interdisziplinarität, könnte man ja zufrieden sein. Davon ist die *Universitas* aber weit entfernt: Die Disziplin zuerst, das andere später! Dafür sorgt die wissenschaftliche Organisation, die sich das wissenschaftliche stilistische System erschaffen hat.

Ein zweiter Einwand verweist auf neue Fachgebiete, die am Rand des disziplinären Mainstreams entstanden sind. Behavioral- und Neuroeconomics z. B. am Rand der Metropole *Chicago*. Fruchtbar sei bereits der Grenzbereich zwischen Disziplinen. Die von Thomas Kuhn beschriebene *normale Wissenschaft*, der Entdeckungsprozess in der Metropole, wird durch *revolutionäre Wissenschaft*, den Erfindungsprozess in den ‚Banlieues' der Metropolen, herausgefordert. Aber nur mit dem Ergebnis, dass im Abstand von vielleicht 50 Jahren ein Paradigmenwechsel stattfindet und sich die unsichtbare Akademie für die nächsten 50 Jahre einen neuen stilistischen Kern verpasst – verbunden mit einer neuen Entleerung des stilistischen Rands, um wieder an stilistischer Austerität zu gewinnen, und verbunden mit substituierenden stilistischen Anpassungen in den anderen Stilen des stilistischen Gesamtsystems.

Denn das wissenschaftliche stilistische System hat die *Universitas* von den Spitzen des Betriebs bis ins Tagesgeschäft fest im Griff. Seine Mittel sind das *Peer-System* und die *Ausschreibung*. Von den für diese Aufgabe bestimmten Spitzen des Wissenschaftsbetriebs wird das Peer-System als Bastion gegen die Aussenwelt derselben gegenüber legitimiert. Sein Zweck ist jedoch nicht dies, sondern der Schutz der scharfen Grenzen zwischen den Disziplinen. Die Mittelallokation via Ausschreibung wird von den Spitzen des Betriebs als Garant für Qualität

legitimiert. Sie dient in Wirklichkeit dazu, die Ressourcen unter die Kontrolle der Peers zu bekommen. Hinter der Monstranz von Autonomie und Qualität bewegt sich die Prozession der *Universitas* vor die Altäre der Disziplinen.

Die Spitzen internationaler und nationaler Forschungsförderungs- und Wissenschaftsstiftungen, Rektorenkonferenzen und Rektorate/Präsidien der universitären Hochschulen, halb entrückt von und dennoch zum Peer-System gehörend, lassen ihren Bekenntnissen zur Interdisziplinarität regelmässig Taten folgen. Nur auf welchem Weg? Dadurch, dass die bereitgestellten Ressourcen, mit interpretationsoffenen Aufgabenbeschrieben versehen, zur Vergabe ausgeschrieben und die Vergabeentscheide dem Filter des Peer-Prozesses anvertraut werden. Das nennt man ausserhalb der *Universitas*, den Bock zum Gärtner machen. So entscheiden dann z. B. Peers als ausgewiesene Experten für Bibliometrie über Projektanträge im Rahmen von Programmen, deren Ziel es ist, die Monokultur der bibliometrischen Qualitätsmessung mit alternativen Verfahren aufzubrechen.

Was tun? Auf den Zusammenbruch des Peer-Systems warten? Immerhin kann sich diese Hoffnung von Vorbildern nähren. Die ästhetische Revolution des Impressionismus in der Malerei ging z. B. einher mit einer Revolution in der Organisation der Malerei (Wijnberg/Gemser 2000). Zuvor war sie von der akademischen Malerei dominiert. Deren stilistischer Kern bestand in der naturalistisch-realistischen Abbildungskunst und dem historischen Sujet. Die Qualität eines Werks nahm mit der Wichtigkeit des historischen Sujets zu und darüber entschieden Peers, die in Künstlerakademien, z. B. der Pariser Akademie, organisiert waren, die Werke in ihren eigenen offiziellen Salons zeigten. Maler beurteilten also das Werk von Malern. Zum Kern des neuen Stils, des Impressionismus, gehörte eine andere Abbildungskunst und als Sujet nicht die bebilderte Erzählung von Geschichte und Mythologie, sondern die Flüchtigkeit des Augenblicks. Nachdem Impressionisten – darunter Monet, Pissarro, Sidney, Cézanne und Renoir – mehrfach von den Salons der Pariser Akademie ausgeschlossen worden waren, gründeten sie nicht ihre eigene Kunstakademie, sondern vertrauten sich Dritten an – Galeristen und Kunsthändlern –, ihre Werke zu beurteilen und zu zeigen. Die Organisation der Malerei im Kartell von Akademie und Peer-System wurde durch ein offenes System ersetzt, in dem die Qualität von Dritten – Galeristen als Kunsthändler, Museen als Kunstsammler und Kunstkritikern – bestimmt wurde. Die Deutungshoheit der Akademie in der Kunst, das Peer-System, gehört seither der Vergangenheit an. Sie gibt es nur noch in der Wissenschaft.

Was können die Spitzen der *Universitas* tun bis die Monets, Pissarros, Sidneys, Cézannes und Renoirs der Wissenschaft die Sache an die Hand nehmen? Zweierlei.

Erstens können sie jene Wissenschaftler, die den Vorgaben des wissenschaftlichen stilistischen Systems nur noch psychologisch ausgesetzt sind – also jenen, die ihren disziplinären Initiationsritus bereits erfolgreich hinter sich gebracht und eine (Quasi-) Daueranstellung haben – dazu *auffordern* zu tun, was ihnen beliebt! Universitätsinternes Department- und Faculty-Ranking und Rating zu den Bedingungen der unsichtbaren Akademie wäre zu diesem Zweck durch eine *lokale* Organisationskultur zu ersetzen, die Kreativität und Versuch und Irrtum nicht nur toleriert, sondern spürbar schätzt. Weniger für Wissenschaften, die einen

hohen finanziellen Kapitaleinsatz erfordern, sondern eher für die Sozial- und Humanwissenschaften ist dieser Ansatz geeignet. Stets flexible Lehrmöglichkeiten ausserhalb des disziplinären Kanons vervollständigen diese Massnahme. Die unsichtbare Akademie der Disziplin bekäme als Heimat für die Wissenschaftler durch die lokale Universität Konkurrenz. Die reale Universität als *Gemeinschaft* von Wissenschaftlern bietet so der sozialen Utopie der abstrakten *Universitas* die Stirn. Der Einwand, dann würden sich die Angehörigen der Universität auf die faule Haut legen, ist absurd. Denn wären Wissenschaftler primär extrinsisch motiviert, hätten sie sich nicht für diesen Beruf entschieden. Zum Glück gibt es Universitäten (das sind die wahren Universitäten!), wo diese Kultur noch oder wieder lebendig ist. Die *Universität* als reale Institution ist keine Frage der Anzahl der in ihr vertretenen Disziplinen, sondern eine Frage *dieser* Kultur.

Zweitens können die Spitzen der *Universitas* Mittel vermehrt freihändig vergeben. Das beste Projekt ist manchmal das, welches im Peer-Prozess durchgefallen ist. Gerade weil es durchgefallen ist. Inkompetenz und Nepotismus sind durch das Instrument der Wiederwahl kontrolliert. Aber es braucht auf Seiten der Spitzen der *Universitas* Mut, Weit- und Umsicht, Einfühlungsvermögen, Weltläufigkeit, Charme und eine Erfahrung, die weit über den Tellerrand einer Disziplin hinausreicht, um diese Verantwortung im Vertrauen ihrer Peers für die *Universitas* zu tragen.

Bibliographie

Akerlof/Kranton 2000
G.A. Akerlof/R.E. Kranton, Economics and Identity, in: Quarterly Journal of Economics 115, 715–753.

Appadurai 1990
A. Appadurai, Disjuncture and Difference in the Global Cultural Economy, in: Public Culture 2, 1–24.

Appadurai 2010
A. Appadurai, The Social Life of Things – Commodities in Cultural Perspective, Cambridge.

Bagwell/Bernheim 1996
L.S. Bagwell/B.D. Bernheim, Veblen Effects in a Theory of Conspicuous Consumption, in: American Economic Review 86, 349–373.

Baudrillard 1968
J. Baudrillard, Les Systèmes des Objects, Paris.

Becker 1992
G.S. Becker, Habits, Addictions and Traditions, in: Kyclos 45, 327–345.

Becker 1996
G.S. Becker, Accounting for Tastes, Cambridge.

Bergman 1993
D. Bergman (Hg.), Camp Grounds – Style and Homosexuality, Amherst.

Berlyne 1971
D. Berlyne, Aesthetics and Psychobiology, New York.

Bessis/Chaserant/Favereau/Thévenon 2006
F. Bessis/C. Chaserant/O. Favereau/O. Thévenon, L'identité sociale de l'homo conventionalis, in: F. Eymard-Duvernay (Hg.), L'économie des conventions, méthodes et résultats 1, Paris, 181–195.

Billot 2011
A. Billot, Lancasterian Logic of Taste and Preferences, in: International Journal of Economic Theory 7, 119–131.
Blaug 2001
M. Blaug, Where Are We Now on Cultural Economics?, in: Journal of Economic Surveys 15, 123–143.
Bourdieu 1982
P. Bourdieu, Die feinen Unterschiede – Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt.
Bourdieu 1988
P. Bourdieu, Homo academicus, Frankfurt.
Bourdieu 2005
P. Bourdieu, Principles of an Economic Anthropology, in: N.J. Smelser/R. Swedberg (Hg.), Handbook of Economic Sociology, 2. Ausg., Princeton, 75–89.
Burke 1993
P. Burke, Res et Verba: Conspicuous Consumption in the Early Modern World, in: J. Brewer/R. Porter (Hg.), Consumption and the World of Goods, London, 148–161.
Caldwell 2004
M.L. Caldwell, Domesticating the French Fry: McDonald's and Consumerism in Moscow, in: Journal of Consumer Culture 4, 5–26.
Cohen 2007
T. Cohen, Liking What is Good: Why Should We?, in: W. Irwin/J.J.E. Garcia (Hg.), Philosophy and the Interpretation of Pop Culture, Lanham, 117–130.
Corneo/Jeanne 1997
G. Corneo/O. Jeanne, Conspicuous Consumption, Snobbism and Conformity, in: Journal of Public Economics 66, 55–71.
De Sousa 2004
R. De Sousa, Is Art an Adaptation? Prospects for an Evolutionary Perspective on Beauty, in: Journal of Aesthetics and Art Criticism 62, 109–118.
Ferrero 2002
S. Ferrero, Comida sin par – Consumption of Mexican Food in Los Angeles: „Foodscapes" in a Transnational Consumer Society, in: W. Belasco/P. Scranton (Hg.), Food Nations – Selling Taste in Consumer Societies, New York, 194–219.
Fine 2009
B. Fine, The Economics of Identity and the Identity of Economics?, in: Cambridge Journal of Economics 33, 175–191.
Frey 1997
B.S. Frey, Not Just for Money, Cheltenham.
Füller/Luedicke/Jawecki 2008
J. Füller/M.K. Luedicke/ G. Jawecki, How Brands Enchant: Insights from Observing Community Driven Brand Creation, in: Advances in Consumer Research 35, 359–366.
Heine/Buchtel 2009
S.J. Heine/E.E. Buchtel, Personality: The Universal and the Culturally Specific, in: Annual Review of Psychology 60, 369–394.
Hollis 1994
M. Hollis, The Philosophy of Social Science: An Introduction, Cambridge.
Kirchgässner 1991
G. Kirchgässner, Homo oeconomicus – Das ökonomische Modell individuellen Verhaltens und seine Anwendung in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Tübingen.

Kirchgässner 1992
G. Kirchgässner, Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsbetrieb: Einige einführende Bemerkungen, St. Gallen.
Kjeldgaard/Bengtsson 2005
D. Kjeldgaard/A. Bengtsson, Consuming the Fashion Tattoo, in: Advances in Consumer Research 32, 172–177.
Kritzmöller 2004
M. Kritzmöller, Bis der Geschmack euch scheidet – (Ziel)Gruppen und ihre Open Choice Strategien, Aitrang.
Kuhn 1962
T. Kuhn, The Structure of Scientific Revolutions, 3. Ausg., Chicago.
Lakatos 1970
I. Lakatos, Falsification and the Methodology of Scientific Research Programmes, in: I. Lacatos/A. Musgrave (Hg.), Criticism and the Growth of Knowledge, Cambridge, 91–196.
Lane 1894
E.W. Lane, An Account of the Manners and Customs of the Modern Egyptians, London.
Laville 2000
F. Laville, Foundations of Procedural Rationality: Cognitive Limits and Decision Processes, in: Economics and Philosophy 16, 117–138.
Lengbeyer 2007
L. Lengbeyer, Situated Cognition: The Perspect Model, in: D. Ross/D. Spurrett/H. Kincaid/L. Stephens (Hg.), Distributed Cognition and the Will – Individual Volition and Social Context, Cambridge.
Levine 1990
L.W. Levine, Highbrow Lowbrow – The Emergence of Cultural Hierarchy in America, Cambridge.
Liebau/Zirfas 2011
E. Liebau/J. Zirfas, Der Geschmack – Sinnliches Geschehen und ästhetisches Vermögen, in: E. Liebau/J. Zirfas (Hg.), Die Bildung des Geschmacks, Bielefeld, 9–14.
Mick/Burroughs/Hetzel/Brannen, 2004
D.G. Mick/J.E. Burroughs/P. Hetzel/M.Y. Brannen, Pursuing the Meaning of Meaning in the Commercial World: An International Review of Marketing and Consumer Research Founded on Semiotics, in: Semiotica 152, 1–74.
Mintz 1985
S.W. Mintz, Sweetness and Power – The Place of Sugar in Modern History, New York.
Mittelstrass 1987
J. Mittelstrass, Die Stunde der Interdisziplinarität?, in: J. Kocha (Hg.), Interdisziplinarität: Praxis – Herausforderung – Ideologie, Frankfurt.
Mohr 2014
E. Mohr, Ökonomie mit Geschmack – Die postmoderne Macht des Konsums, Hamburg.
Mortelmans 2005
D. Mortelmans, Sign Values in Processes of Distinction: The Concept of Luxury, in: Semiotica 157, 497–520.
Müller 1992
H.-P. Müller, De gustibus non est disputandum? Bemerkungen zur Diskussion um Geschmack, Distinktion und Lebensstil, in: R. Eisendle/E. Miklautz (Hg.), Produktkulturen – Dynamik und Bedeutungswandel des Konsums, Frankfurt, 117–135.
Newholm/Hopkinson 2009
T. Newholm/G.C. Hopkinson, I just Tend to Wear what I Like: Contemporary Consumption and the Paradoxical Construction of Individuality, in: Marketing Theory 9, 439–462.

Rice 2010
T. Rice, ‚The Hallmark of a Doctor': The Stethoscope and the Making of Medical Identity, in: Journal of Material Culture 15, 287–301.
Saussure 1986
F. de Saussure, Course de Linguistique Génerale, 25. Aufl., Paris.
Schulze 2005
G. Schulze, Die Erlebnisgesellschaft – Kultursoziologie der Gegenwart, 2. Aufl., Frankfurt.
Sombart 1913
W. Sombart, Luxus und Kapitalismus, München.
Stigler/Becker 1977
G. Stigler/G.S. Becker, De gustibus non est disputandum, in: American Economic Review 67, 76–90.
Thompson 1979
M. Thompson, Rubbish Theory: The Creation and Destruction of Value, Oxford.
Veblen 1970
T. Veblen, The Theory of the Leisure Class, London.
Wijnberg/Gemser 2000
N.M. Wijnberg/G. Gemser, Adding Value to Innovation: Impressionism and the Transformation of the Selection System in Visual Arts, in: Organization Science 11, 323–329.